

Sprachspielereien bis an die Grenze

Schreiben und reden – der Spoken-Word-Künstler Simon Chen macht nun auch Kabarett

Als Slam-Poet hat sich der Wahlzürcher Simon Chen in der Szene einen Namen gemacht. Kürzlich präsentierte er das erste Kabarettprogramm.

ANNE BAGATTINI

Simon Chens Slam-Poetry-Karriere begann in der NZZ. Gewissermassen. Hier sah der damals 32-jährige Schauspieler im Juli 2005 eine kleine Vorschau auf den «Badi-Enge-Slam». Er nahm teil – und war begeistert: «Endlich konnte ich die zwei Dinge kombinieren, die ich am liebsten tue: Schreiben und auftreten.» Und weil nicht nur Chen selbst Spass an der Sache hatte, sondern auch das Publikum, machte er weiter mit dem Slamen. Dass das neue Hobby bald zum Beruf würde, hätte der Sprachspieler mit Aargauer und taiwanischen Wurzeln allerdings nicht gedacht. Als er immer mehr Anfragen für Auftritte bekam, bei denen er mehr verdiente als die bei Slams üblichen hundert Franken (plus eine Flasche Whisky für den Sieger), beschloss er, alles auf diese Karte zu setzen. Er wandelte sich vom Schau- zum Wortspieler.

Satirische Predigt

Bis heute tritt Simon Chen mit Leidenschaft an Poetry-Slams auf. Im September entschied er den «Polit-Slam» auf der Pfauen-Bühne für sich. Chens Auftritte an Dichterwettkämpfen sind zwar seltener geworden, als Moderator ist der Wahlzürcher aber immer noch fester Bestandteil der Schweizer Slam-Szene. Wer Chen für einen Kurzauftritt bucht, hat die (Qual der) Wahl: Entweder trägt der Spoken-Word-Künstler einen Text aus seinem Repertoire vor, oder er schreibt nach Vorgaben einen neuen.

Man kennt Chen aber nicht nur von den Live-Auftritten, die den Hauptteil seiner Tätigkeit ausmachen, sondern auch von Radiobeiträgen. Seit 2006 hält er in der Sendung «PET» mit dem «Wort zum Donnerstag» jeweils am ersten Mittwoch des Monats eine dreiminütige satirische Predigt. Regelmässig gestaltet er auch eine «Zytlupe».

Dass Simon Chen in seinen Texten gern bis an die Grenzen geht, machte seine «Zytlupe» Anfang August deutlich. Er befasste sich mit Bischof Huonders neuerlichen Äusserungen zum Thema Homosexualität – und zwar so, dass es eine Beschwerde bei der Ombudsstelle der SRG gab. Immer wieder greift Chen das Reizthema Religion konfrontativ auf. So heisst es in seinem 2013 erschienenen Büchlein «Sushi Casanova»: «War Jesu wundersame Karriere genetisch oder sozial bedingt? Anders ge-



Dinge tun, die man sich sonst nicht traut: der Kabarettist und Spoken-Word-Künstler Simon Chen.

KARIN HOFER / NZZ

fragt: Liegt es an seinem göttlichen Vater oder daran, dass er gleich nach der Geburt in die Krippe kam?»

Grundsätzlich könne man alle Themen satirisch aufgreifen, findet Chen, die Frage sei nur wie. Wichtig ist ihm: «In meinen politischen, gesellschaftskritischen Texten geht es mir nicht so sehr um klare Positionierung, was mich mehr interessiert, ist die Unsicherheit, das Dilemma, in dem viele Schweizer (also auch ich) manchmal stecken.»

Wenn Chen sich zum Schreiben an seinen Laptop setzt (häufig in einem Café oder irgendwo draussen), hat er oft erst eine Idee im Kopf, irgendeine Beobachtung aus dem Alltag, und ist selbst gespannt, wo diese ihn hinführen wird. Schreibstau ist für Chen ein Fremdwort: «Wenn es bei einem Text harzt, mache ich an einem anderen weiter», sagt er. Und fügt an: «Meine Ideenliste ist so lang, dass ich noch Jahre weiterschreiben könnte.» Ob es sich um einen Text zum Vortragen oder Abdrucken handelt – Chen schreibt regelmässig Kolumnen –, spielt keine grosse Rolle. «Ich lese die Texte sowieso immer wieder laut vor.»

Schreiben war für Chen, der in Freiburg aufwuchs, nicht immer das bevorzugte künstlerische Ausdrucksmittel. Wohl schrieb er in der Schule gern Aufsätze, doch in der Freizeit zeichnete er viel lieber. «Weil der Löwe mein Lieb-

lingstier war, habe ich ständig Löwen gezeichnet, und zwar immer in der gleichen Position», erinnert er sich lachend. Im Gymnasium galt er zwar als wortwitzig, war aber zu schüchtern, um sich vor anderen zu präsentieren. Erst nach der Matura entdeckte er in einer Theatergruppe seine Freude am Auftreten: «Eine neue Welt tat sich auf: Auf der Bühne kann man Dinge tun, die man sich sonst nicht traut.» Diese «Narrenfreiheit» geniesst Chen bis heute. Und es ist spannend zu beobachten, wie anders als auf der Bühne er im Alltag wirkt: Im Gespräch zeigt sich Chen als zurückhaltender, leise und sehr überlegt sprechender Mann, der wenig gemeinsam hat mit dem charismatischen «Bühnen-Chen», wie man ihn vor Publikum erlebt.

Bitterböse Trauerrede

Diesen Herbst hatte Simon Chens erstes Kabarettsoolo Premiere: ein kurzweiliger Bühnenabend, bei dem einem immer wieder das Lachen im Hals stecken bleibt. In «Meine Rede! Kabarett am Pult der Zeit» kommen verschiedene Persönlichkeiten zu Wort. Zu Beginn tritt Chen als hemdsärmlicher (SVP-) Politiker auf – und sagt Sätze wie, die Schweiz sei «weder ein Ein- noch ein Auswanderungsland, sondern ein Wanderland» oder, mit Blick auf die «Tritt-

brett-, pardon: Drittweltländer»: «Wer selber nichts zu essen hat, der sollte den Mund nicht zu voll nehmen.» Bitterböse ist auch die Trauerrede auf den Mann, der «nicht nur tot, sondern auch ausgebrannt» sei, weshalb auf eine Kremation verzichtet werde. Wie wohltuend ist dahingegen die Verheissung des Freikirchen-Predigers: «Jesus liebt dich, egal, ob du gross oder klein bist, weiss oder schwarz, Mac oder PC.»

Die Rolle des Kabarettisten ist für Chen neu. Beim Vorbereiten des Programms habe er aber «nicht grundlegend anders als sonst» gearbeitet. Einzig am Schluss zog er, als «œil extérieur», Christian Weiss vom Trio Heinz de Specht bei. Am Premierenabend von «Meine Rede!» waren übrigens auch Chens Töchter, sechs und acht Jahre alt, dabei. Die jüngere schlief kurz vor der Pause am Boden ein (ein herrlicher Anblick). Zu Hause gehört es zum allabendlichen Einschlaf-Ritual, dass die zwei Mädchen vom Vater eine selbst-erfundene Geschichte erzählt bekommen. Auch das ist Wortkunst.

Am Radio ist Simon Chen heute Mittwoch, 21. Oktober, im Satiremagazin «PET» auf SRF 1 zu hören. Im Rahmen des Festivals «Zürich liest» tritt er am 22. Oktober, 20 Uhr, im Jenseits im Viadukt im Literaturquartier «Frag den Josef!» auf.

Fast verlorener Einstein-Sohn

Zum Roman «Der kleine Tete»

URS BÜHLER

Genie und Wahnsinn sind oft nah beieinander – dies galt in der Familie Einstein unter besonderen Vorzeichen. Während bei Vater Albert zeitlebens die genialen Anteile überwogen, dominierte bei seinem Sohn Eduard schon früh die andere Seite: Ein drei Jahrzehnte dauerndes Seelenleiden nahm ein Ende, als dieser vor fünfzig Jahren, am 25. Oktober 1965, in der Zürcher Universitätsklinik Burghölzli mit 55 Jahren den Folgen eines Hirnschlags erlag. Schon während des Medizinstudiums, das er mit der Psychiatrie als Berufsziel aufgenommen hatte, zeigte der künstlerisch begabte und hochsensible junge Mensch erste Angst- und Zwangsstörungen. Bald darauf wurde bei ihm eine Schizophrenie diagnostiziert. Sie prägte fortan das Leben des ebenso starken Rauchers wie leidenschaftlichen Lesers, der in besseren Phasen fast täglich in Bibliotheken anzutreffen war.

Auf dem Höngerberg begraben

Jetzt hat das Leben des im Friedhof Höngerberg begrabenen Eduard, genannt Tete, Rahel Senn zu ihrem ausserordentlichen Debütroman inspiriert. Die 29-jährige Zürcherin, die vor zehn Jahren ihre Maturarbeit als Musical schrieb und selbst inszenierte (NZZ 5. 3. 05), ist heute ausgebildete Konzertpianistin und hat schon drei CD mit Eigenkompositionen herausgegeben. Doch ihre Talente sind so vielfältig, dass sie nun auch das literarische Feld erobern. Die Autorin darin bestärkt hat Charles Lewinsky, der zudem das Nachwort verfasst hat.

«Der kleine Tete», soeben im Elster-Verlag erschienen (176 S., Fr. 24.–), ist keine Biografie, eher ein atmosphärisch dichtes Mosaik. So erwächst in kurzen, starken Hauptsätzen eine zeitlos berührende Geschichte, genährt aus der gespaltenen Erfahrungswelt der Figur. Ausgehend von den Jahren im Burghölzli, das zur «Burg» mutiert, wird Imaginiertes mit Geschehenem verwoben, eindringlich und doch von leichter Hand, bis die Grenze zwischen Realität, Traum, Wahn verschwimmt. Die Sehnsucht nach dem überhöhten Papa fließt in märchenhafte Sequenzen ein; Tetes verschrobene Wesenszüge, liebenswürdige wie befremdende, sind anekdotisch gespiegelt.

Die Quellenlage ist eher dünn, liefert aber doch einige Aufschlüsse. Da ist das Bändchen «Eduard Einstein: Erinnerungen ehemaliger Klassenkameraden am Zürcher Gymnasium», in dem der frühere Kollege Eduard Rübli die Jugend- und Studentenjahre beleuchtet. Und da sind Notizen der Ärzte und vor allem Rechenschaftsberichte der Vormundschaftsbehörden, in deren Obhut Eduard kam, als die Mutter 1948 starb. Das war die ungarischstämmige Mileva Einstein-Marić, Albert Einsteins erste Frau. Sie wurde 1919 von ihm geschieden und zog die beiden Söhne in Zürich allein auf, ab 1921 in Oberstrass in einem Haus an der Huttenstrasse, dessen Kauf ihr Ex-Mann mit einem Viertel seiner Nobelpreis-Prämie finanziert hatte. Tete besuchte die Primarschule in Fluntern, wurde ein hervorragender Gymnasiast, wobei schon von damals Proben eines beachtlichen lyrischen Talents vorliegen. Seine psychischen Probleme indes überforderten die Mutter mehr und mehr, wie die Akten zeigen. 1932 wurde er erstmals ins Burghölzli eingewiesen, er hatte die Nahrungsaufnahme verweigert. Später verbrachte er immer wieder Zeit dort – zuletzt acht Jahre bis zu seinem Tod.

Ein Erbe von 15 000 Dollar

Sein Bruder Albert jun., ein Ingenieur, der dem Vater nach Amerika gefolgt war und dort wie dieser eine Professur innehatte, besuchte Eduard ab und zu in Zürich. Selten tat dies auch der berühmte Albert Einstein, der ihm 1955 bei seinem Tod 15 000 Dollar vererbte. Der Roman lässt erahnen, was sein Sohn zeitlebens mehr gebraucht hätte.

Am 21. 10. liest Rahel Senn im Rahmen von «Zürich liest» im Veranstaltungsraum «Kasette» (Wolfbachstr. 9) aus ihrem Roman vor.

Das Liebchen kommt im Traum

Der Bariton Benjamin Appl widmet sich in der Tonhalle zwei Perlen der romantischen Liedkunst

Trennung von der Geliebten und Sehnsucht nach einer fernen Traumwelt: In Liedern von Beethoven und Schumann zeigt sich Benjamin Appl als differenzierter Interpret.

THOMAS SCHACHER

Die Gattung des Kunstliedes mit Klavierbegleitung hat in Zürich einen schweren Stand. Die Tonhalle-Gesellschaft hat dafür kein Gefäss. Die Lücke schliesst die Reihe Liedrezital Zürich, die vom Verein «Freunde des Liedes» seit vielen Jahren veranstaltet wird. Auch in dieser Saison finden wieder sechs Liederabende statt, für die unter

anderen so bekannte Sängerinnen und Sänger wie Sandrine Piau, Yvonne Naef oder Werner Güra verpflichtet werden konnten. Bei den Programmen ist eine vorsichtige Öffnung zu beobachten. Während der erste und der letzte Termin dem deutschen romantischen Lied gewidmet ist, gibt es bei den mittleren Programmen Ausflüge in den übrigen europäischen Sprachraum und Blitzlichter auf neuere Zeiten. Eine weitere Neuerung besteht darin, dass den Konzerten eine kurze Einführung vorausgeht.

Der erste Abend im kleinen Saal der Tonhalle begann mit einem Einspringerkonzert. Weil die Pianistin Nino Chokhanelidze erkrankt war, musste der Bassbariton Milan Siljanov sein Rezital absagen. Als Ersatz konnten kurzfristig der junge deutsche Bariton Benjamin

Appl und der gesuchte Liedbegleiter Eric Schneider gewonnen werden. Das Programm erfuhr ebenfalls einige Änderungen, aber die Vorgabe des traditionellen deutschen Liedes konnte erfüllt werden. Ein richtiger Coup gelang den beiden Interpreten mit der Gegenüberstellung der Liedzyklen «An die ferne Geliebte» von Beethoven und «Liederkreis» von Schumann, die inhaltlich und musikalisch Parallelen aufweisen.

Benjamin Appl nahm das Publikum schnell für sich ein. Er ist eine kultivierte Persönlichkeit mit einer natürlichen Ausstrahlung. Sein Bariton besitzt ein warmes, angenehmes Timbre, seine Deklamation ist makellos, seine Gestaltungskraft zeigt viele Varianten. Bei der Darstellung des Abgründigen und Verzweifelten musste er sich etwas zwingen,

aber beim Imaginären und Entrückten war er ganz bei sich.

Und genau darum geht es in den Zyklen von Beethoven und Schubert: Im Hier und Jetzt herrschen Trennung und Sehnsucht nach der Geliebten, in einer geträumten und fernen Welt wäre eine Vereinigung möglich. Dieses urromantische Thema kam auch in den ausgewählten Liedern von Schubert zum Tragen. Eine inhaltliche Erweiterung ins Religiöse und ins Humorvolle brachten schliesslich die fünf Gesänge von Hugo Wolf. Eric Schneider, der schon vorher mit seiner einfühlsamen Begleitkunst beeindruckte, wuchs hier über sich hinaus und wurde zum kongenialen Partner des Sängers.

Zürich, Tonhalle, 19. Oktober.